

(Nachdruck verboten.)

46]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

„Nein, aber Du bist doch wirklich sonderbar, Marcel. Begreifst Du denn nicht, daß sie ihn schon am selben Tage gefangenahmen und daß er möglicherweise gehängt wird? Das ist doch besser, als daß Mabruka ihn erschlagen sollte. Und willst Du mir sagen, wie ich sonst jemals von ihm losgekommen wäre?“

Marcel fühlte mit heimlichem Schauder, wie eine innere Kälte ihm das Herz zusammenpreßte, angesichts dieser wilden handfesten Logik im Munde eines Kindes, das noch nicht sein sechzehntes Jahr vollendet hatte. Sein Antlitz erstarrte, und in ihm flüsterte es: sie entgleitet mir wieder, unrettbar, unerbittlich!

„Aber wie bist Du dann nach Tunis gekommen?“ fragte er abermals mit veränderter Stimme.

„Siehst Du, Abdallah wollte wieder heiraten, um ein Kind zu haben. Es war für sein Ansehen als Marabu notwendig geworden, daß er dies Kind hatte. Ich hatte ja dafür gesorgt, daß man in weitem Umkreis von nichts anderem sprach. Ich versprach alles, was er wollte, bloß um von ihm geschieden zu werden. Hatte ich Dir nicht geschworen, daß er mich verstoßen würde?“

„Ja, Du hast recht, aber die Reise hierher?“

„Es war dort ein junger Mann von schönem Antlitz und schöner Stimme — und mit Deinen Augen, Marcel!“ Er starrte sie an.

„Er sang jeden Abend Lieder für mich, wenn Abdallah fort war. Er hatte bei einem Turnier, bei dem er den Fuß brach, mein Antlitz gesehen. Seitdem liebte er mich. Eines Abends stand er in meiner Küche und küßte mich. Er hieß Baied ben Du-Kris. — Aber warum starrst Du mich so an?“

„Und mit ihm reitest Du nach Tunis?“

„Ja, mit ihm! sagte sie mit einer triumphierenden Schalkhaftigkeit, die sie nicht mehr gezeigt, seit sie als sorgloses Kind im Elternhause spielte. — Und jetzt bist Du eifersüchtig, Marcel! Wie Abdallah! Oder bist Du es etwa nicht?“

„Ja, Sultana, nun bin ich eifersüchtig. In gewissen Augenblicken zeigst Du eine Auffassung, die ich nicht bei Dir vermutet hätte und die mir bange macht.“

„Bovor?“

„Vor der Möglichkeit, daß Du mich so sehr gefangennehmen könntest, daß ich weit fortreisen und Dich vergessen und Dich nie wieder sehen müßte, um nicht toll zu werden.“

„Marcel,“ antwortete sie mit einem plötzlichen Umschlag und nun mit dem bittersten Ernst eines gereiften Weibes, „wenn Du bloß ein Zehntel von dem durchgemacht hättest, was ich in diesen Jahren um Dich gelitten habe, so wä r e s t Du vielleicht toll geworden. Ich war nicht an Dich gebunden, ich schuldete Dir nichts, und dennoch wagte ich alles, um Dich aufzufuchen, weil ich glaubte, Du sehnstest Dich nach mir, wie ich mich nach Dir sehnte. Und nun sitzest Du da und zweifelst an meiner Treue!“

„Du tust mir unrecht, Sultana. An Deiner Treue zweifle ich nicht. Aber ich leide, wenn andere Männer Dein Vertrauen genießen und gleichsam Teil an Dir haben. So habe ich nie zuvor empfunden, auch Dir gegenüber nicht. Aber je stärker die Sonne, desto dunkler die Schatten. Das verstehst Du wohl?“

„Ich habe es so wenig gekannt — — aber es ist wohl so. Dann sollte ich mich also im Grunde freuen, wenn Du böse bist.“

„Sage lieber: wenn ich leide. Und vielleicht hast Du recht. Die Liebe ist grausam. Sie ist wie ein Kind, das sich daran ergötzt, einer Fliege Flügel und Beine auszuzupfen.“

„Aber, was sollte ich tun, Marcel? Allein konnte ich nicht reiten. Und die Reise eilte, denn Abdallah konnte wieder freigelassen werden. Darum ließ ich Mabruka mit dem jungen Baied sprechen und ihm mitteilen, daß ich bereit sei, mit ihm zu fliehen. Er glaubte mich zu entführen, und er

glaubt es noch, denn ich bin nicht sparsam mit Versprechungen gewesen, Marcel. Wir schwachen Frauen haben keine andere Verteidigung als Versprechungen.“

„Ist dieser Baied denn hier in Tunis?“

„Ja, er ist hier in Tunis, — aber ich entschlüpfte ihm sogleich. Er weiß nicht, wo ich bin und wird es nie erfahren.“

„Er weiß ja, wer Du bist und kann Deine Familie leicht auskundschaften.“

„Ich wohne nicht daheim. Noch weiß niemand, daß ich hier bin, nicht einmal Nur. Ich wohne bei Pleira. Sie schuldet mir Dank und erweist sich dankbar. Aber auch sie weiß nichts von meiner Liebe, denn von seiner Liebe soll man schweigen, sagen die Araber, sonst bringt sie Unglück. Mabruka weiß Bescheid, weil es keinen anderen Ausweg gab, aber auch sie hat bisher nichts gewußt.“

So sprachen sie weiter die ganze Nacht hindurch in einem unaufhörlichen Wogen von Gefühlen und Stimmungen.

Erst als die Morgendämmerung durch das große Atelierfenster hereinfiel, begleitete er Sultana hinab zu Mabruka, der keiner einen Gedanken geschenkt, aber die geduldig unten im Garten gewartet hatte.

Als Marcel wieder heraufkam, flüsterte sein klarer Gedanke: Reise fort von hier, solange es noch Zeit ist!

Aber seine Sinne waren gebunden; seine Verantwortung hielt ihn fest; sein Leben war nun in eines anderen Hand gelegt.

30.

Marcel Barrières Uebergang zum Islam blieb mehrere Wochen lang der ständige Gesprächsstoff der kleinen Hauptstadt. Er interessierte die französische Kolonie und die eingeborene Bevölkerung in gleichem Maße, und sämtliche Blätter griffen begierig nach dem dankbaren Thema. Bloß die jüdische Bevölkerung, die an der Sache geringeren Anteil nahm, sah nur die humoristische Seite dieses paradoxen Ereignisses. Die allgemeine Abneigung, die die amerikanische Missionstätigkeit erregt hatte, bewirkte indessen, daß man Marcel fast ausnahmslos mit einer gewissen Sympathie begegnete.

Der kleine naseweise „Progrès“ hatte seinen Feuilletonisten, einen Rechtsanwalt ohne Rechtsfächer, auf Marcel losgelassen, und schrieb folgende:

„Wer von uns kennt nicht die palmenbeschattete Kokette Villa, die unser berühmter Landsmann, der allzufrüh verschiedene Maler Guy Barrière, sich dicht vor dem Belvedere erbaut hat?“

Wer von uns hat nicht neidische Blicke zwischen die dufenden Roskettis des Gartens gefandt?

Und doch scheint es, als ob man auch dort nicht ungestraft unter Palmen wandelte.

Mrs. Green, die Besitzerin der Villa, verlor hier ihren niemals genügend beweideten Gatten.

Mrs. Green, untröstlich über den Verlust ihres Lebensgefährten, verheiratete sich, wie Sie wissen, nach zweijährigem Witwenstand endlich mit dem amerikanischen Missionär Pastor E. Green. Welch ein Unglück!

Mrs. Green, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Menschen vom Islam zum Christentum zu führen, hat dieser Tage in einem so beträchtlichen Grade den Weg verloren, daß sie ihren eigenen Sohn in der gerade entgegengesetzten Richtung geführt hat.

Unsere Brüder von der arabischen Presse werden jubeln, und wie verlautet, gibt es heute abend im Ghetto großes Hofianna mit Anisbranntwein.

Diese Bekehrung bringt uns einen früheren Vorfall in Erinnerung. Es lebte vor einigen Jahren ein junger Mann, Sohn eines französischen Ministers — auch Herr Barrière ist drolligerweise der Nachkomme eines französischen Ministers! —, der Baptist wurde. Ein Jahr darauf ging er zum Mormonismus über. Er beschloß sein Leben hier in Tunis als Aufseher einer Zäunia, nachdem er zum Islam übergetreten war.

Man könnte einen solchen Sternlauf als eine Art religiöser Libertinage bezeichnen.

Was Don Juan charakterisiert, ist sein Gang, beständig

Frauen zu wechseln. Der religiöse Don Juan hat dasselbe Bedürfnis in bezug auf Religion. Wenn er sich absolut nicht mehr mit Weibern vergnügen kann — oder es niemals konnte (Ministersünden?) — geht es diesen Weg mit ihm.

Es tut uns aufrichtig leid um die Ministersöhne.

In einem Jahre wird Herr Barrière Tränen in den Jordan vergießen, weil er sich nicht noch einmal beschneiden lassen kann, um Jude zu werden.

In zwei Jahren ist er Baptist.

In drei Jahren predigt er im Ghetto Methodismus.

In vier Jahren sitzt er in Utah als Familienvater En groß.

Es tut uns um den so sympathischen und stets taktvollen jungen Mann leid.

Es ist, soweit uns bekannt, das erstemal, daß er dem Namen seines Vaters und Frankreichs keine Ehre macht.

„La Dépêche Tunisienne“, das Sprachrohr der Regierung, führte eine andere Sprache:

„Dieser Tage hat hier eine Befehung zum Islam stattgefunden, die aus mehrfachen Gründen viel Aufmerksamkeit erregt. Wie unseren Lesern bekant ist, sind solche Befehungen äußerst selten. Unsere Muslim machen keine Propaganda, legen aber dafür und mit Recht Wert darauf, daß man auch ihre Religion in Frieden läßt. Die wenigen, die übertreten, sind desertierte Soldaten, die bei den Stämmen Zuflucht suchen und den Glauben wechseln müssen, um dem Verdacht der Spionage zu entgehen, oder es sind Wollüstlinge, die sich von den vermeintlichen Genüssen und Freuden des Harems locken lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

4) Geschichte des Skalden Egil.

Wie Skallagrim starb.

Einst ward Egil zu einem Gastmahl geladen und als die Zeit verstrichen war, bereitete er sich zur Fahrt, mit ihm sein Weib und von den Hausgenossen so viele, daß sie zehn oder zwölf waren.

Als Egil fertig war, trat Skallagrim heraus zu ihm und wandte sich ihm zu, bevor er das Pferd bestieg.

Er sprach: „Langsam zahlst Du mir das Geld aus, das König Adalstein mir schidte, dünkt mich. Wie denkst Du es damit zu halten?“

Egil antwortete: „Wirst Du in Geldnot, Vater? Das wußte ich nicht, aber ich will Dir sofort auszahlen lassen, sobald ich höre, daß Du etwas brauchst. Ich weiß aber, daß Du noch eine oder zwei Kisten voll Silber in Verwahrung hast.“

„Mir scheint“, sagte Skallagrim, „Du hast Deinen Anteil an fahrender Habe bereits erhalten. Mit dem, was ich besitze, mußt Du mir schon gewähren, zu tun, was mir behagt!“

Egil antwortete „Du wirst nicht der Meinung sein, meiner Erlaubnis dazu zu bedürfen; denn Du wirst Deinen Willen durchsetzen, was ich auch sagen würde!“

Darauf ritt er zu dem Gelage. Er wurde mit großer Freude dort empfangen und es wurde verabredet, daß er drei Nächte bleiben sollte.

Denselben Abend, als Egil von Hause ritt, ließ Skallagrim sich sein Pferd satteln. Als die andern schlafen gingen, ritt er fort. Er hob sich eine sehr große Kiste zwischen die Knie. Unter dem Arm trug er einer Kupferkessel, als er fortritt. Man hält für wahr, daß er das eine von beiden oder beides im Sumpf versenkt und eine große Steinplatte darübergewälzt hat. Skallagrim kam um die Mitternachtsstunde heim; er ging zu seinem Bett und legte sich mit den Weibern nieder.

Um den Morgen, als es hell ward und man sich anzog, sah Skallagrim vorn auf dem Bettbalken und war tot. Er war so steif, daß sie ihn weder liegend noch stehend gerade bringen konnten, obwohl sie nichts unversucht ließen. Da warf sich ein Mann aufs Pferd und trabte so schnell, wie er konnte, über Land nach dem Gut, auf dem Egil zu Gäste war, und sagte ihm die Zeitung.

Egil nahm seine Waffen und seinen Mantel und ritt noch denselben Abend heim nach Borg. Und sobald er vom Pferde gestiegen war, ging er in den Anbau, der rings um das Feuerhaus war und aus dem die Türen zu den Känken hineinführten. Da schritt Egil auf das Bett zu und saßte Skallagrim an den Schultern und beugte ihn mit Gewalt nach hinten auf den Rücken. Er legte ihn auf das Bett und verrichtete die Totenpflichten an ihm. Dann ließ er die Grabwerkzeuge nehmen und die Wand an der südlichen Seite einreihen. Als das getan war, nahm er Skallagrim am Kopfende und andere nahmen ihn am Fußende und sie trugen ihn quer durch das Haus und hinaus mitten durch die eingerissene Wand. Sie trugen ihn fort, ohne innezuhalten bis unter das Hauptstap; da wurde die Nacht hindurch über der Leiche ein Zelt aufgeschlagen. Am Morgen aber zur Flutzeit ward Skallagrim

aufs Schiff getragen und nach dem Digratalap gerudert. Da ließ Egil vorn auf dem Kap einen Hügel errichten; darein ward Skallagrim gelegt und sein Kopf und seine Waffen und seine Schmiedezug mit ihm.

Aber davon wird nichts berichtet, daß irgendwelche Schätze zu ihm gelegt wurden.

Da übernahm Egil das Erbe, Land und fahrende Habe und den ganzen Haushalt.

Wie Egils Sohn Thorstein das Gut zu Borg übernahm.

Egil hatte einen Sohn; der hieß Thorstein. Er wurde der allerschönste Mann, das Haar beinahe weiß, das Antlitz leuchtend; er war groß und stark, aber sonst gar nicht nach seinem Vater. Thorstein war weise, ruhig und gelassen, leicht umgänglich und maßvoll vor anderen. Egil liebte ihn nicht sehr. Thorstein war auch nicht sehr anhänglich; desto mehr liebte er seine Mutter, und sie ihn. —

Egil begann alt zu werden. Jeden Sommer ritt Thorstein zum Althing, während Egil daheim saß. Bevor er aber auszog, nahmen sie, er und seine Mutter, die Gelegenheit wahr und holten aus Egils Lade seinen seidenen Schlepptomantel, und Thorstein trug ihn auf dem Thinge. Wenn er ihn aber auf dem Thinge trug, so wurde er unten schmutzig, während er auf den Geseßesfelsen hinaufging. Wenn er dann heimkam, so verwachte seine Mutter den Mantel wieder wie er vorher gewesen war.

Sehr viel später einst, als Egil seine Lade aufschloß, fand er den Hängemantel unten an der Borte abgenutzt und brachte seinem Weibe gegenüber die Rede darauf, woher das wohl käme.

Sie sagte es ihm; da sprach er die Weise:

Einem nützlichen Erben hab ich da,
Niesmuher, nichtsnußigen!
Vom leiblichen Sohne belog
Belogen bei lebendigem Weibe!

Thorstein heiratete. Kurze Zeit darauf starb seine Mutter. Da verließ Egil den Gutshof und übergab ihn dem Thorstein. Er selbst zog gen Süden auf das Gut zum Moorberge zu seinem Schwiegersohn, dem Manne seiner Stieftochter Thordis, Thorolds Tochter; denn die liebte er am meisten von allen Menschen, die noch am Leben waren.

Wie Thorstein Egils Sohn mit seinem Nachbar Steinar in Streit geriet.

Ein Mann hieß Denund Sjoni. Er war der Sohn des Anj, dem Skallagrim das Land gegeben hatte, welches danach Anabrekka hieß — das ist Hügel des Anj. Denund Anisohn war ein gewaltiger Mann, stärker als die meisten Menschen. Viele erzählten sich davon, daß er seine Gestalt wechseln könne. Er hatte viele Auslandsfahrten gemacht. Er war etwas älter als Egil, und zwischen ihnen hatte lange Zeit gute Freundschaft geherrscht. Auf seiner letzten Fahrt nach Norwegen hatte Egil ihn mitgenommen. Als Denund alt wurde und mehr und mehr das Gesicht verlor, da übergab er das Gut seinem Sohne, Steinar mit Namen. Vater und Sohn hatten reiche Güter. Steinar war größer als andere und stark an Kraft, ein bleicher Mann, etwas gebeugt von Wuchs, mit langen Beinen und kurzem Leib, sehr übermütig und jähzornig, schwer umgänglich, hart zusassend und sehr streitsüchtig.

Als Thorstein zu Borg wirtschaftete, entstand alsbald ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und Steinar.

Südlich vom Meerbach liegt ein Moor, das das Staksmoor heißt. Im Winter steht das Wasser darauf; aber im Frühjahr, wenn das Eis sich löst, da ist da eine so vorreffliche Luzenweide für das Vieh, daß man es geradezu Staktr, das ist Heuschaber nennt. Der Meerbach bildete seit alters die Landmarke.

Im Frühjahr weidete Steinars Vieh häufig auf dem Staksmoor. Thorsteins Hausleute erhoben Einspruch dagegen. Steinar aber gab darauf kein acht und fuhr den ganzen Sommer so fort. Indessen entstand nichts daraus. —

Das nächste Jahr blieb Steinar dabei, dort zu weiden. Thorstein sprach mit ihm; er redete sehr maßvoll. Er forderte Steinar auf, es mit dem Weiden seines Gutsviehs so zu halten, wie es früher gewesen war.

Steinar antwortete, das Vieh sollte weiden gehen, wohin es wollte. Er redete trotzig, und es kam zu einem Wortwechsel zwischen ihnen.

Da ließ Thorstein das Vieh von dem Moor herunter und über den Meerbach jagen. Als Steinar das gewahr wurde, gab er einem seiner Knechte, namens Grani, den Auftrag, beim Vieh auf dem Staksmoor zu bleiben. Es war gegen Ende des Sommers. Sie weideten alle Wiesen südlich des Meerbachs ab.

Eines Tages ging Thorstein auf den Hügel hinauf und schaute sich um. Er sah, wo Steinars Vieh weidete. Er ging auf die Moore hinaus; es war spät am Tage. Er sah, daß das Vieh weit hinaus bis in die Hohlwege zwischen die Wälder gekommen war. Thorstein schritt schnell über das Moor. Als Grani das sah, trieb er das Vieh unarmherzig an, bis sie zum Mellstadel kamen. Thorstein eilte ihm nach und holte ihn gerade im Tore der Umwallung ein. Er hieb ihn nieder; die Stelle heißt seitdem Granistor. Es ist an der Umwallung des Grasplazes. Thorstein stieß den Wall auf ihn herab und hüllte so die Leiche.

Darauf ging er heim nach Borg. Die Weiber von dem Mellstadel

stadel fanden den Knecht. Sie ließen alsbald nach Hause und brachten Steinar diese Kunde. Der begrub ihn oben im Walde; er nahm aber einen anderen Knecht dazu, das Vieh dort zu hüten; dessen Name ist nicht überliefert.

Thorstein ließ sich an, als wisse er von diesem Weiden im Nest des Sommers nichts. —

Man hörte, daß Steinar in der ersten Hälfte des Winters zum Schneebergstrand zog und da eine Weile blieb. Er sah da einen Knecht, der Thrand hieß; der war sehr groß und stark. Steinar handelte auf ihn und bot viel Geld. Aber der Besitzer schätzte ihn auf drei Mark Silbers, nochmal soviel, als durchschnittlich für einen Knecht bezahlt wurde. Auf diesen Preis wurden sie einig, und Steinar nahm ihn mit sich nach Hause.

Als sie heimkamen, da redete Steinar mit Thrand: „So steht es nun mit dem, was ich von Dir verlange; alle Arbeit ist schon verteilt; nun gebe ich Dir eine, bei der wenig Anstrengung ist. Du sollst mein Vieh hüten; es liegt mir aber viel daran, daß es gute Weide habe. Nun will ich, daß Du keines anderen als nur Dein eigenes Urteil darüber einholst, wo der beste Weideplatz auf dem Moore ist. Ich muß mich schlecht auf Leute verlassen, wenn Du nicht Kraft und Mut genug dazu hast, um jedem von Thorsteins Hausleuten die Stange zu halten.“ Steinar gab ihm eine große Axt, fast eine Elle an der Schneide lang und haarförmig. „Es scheint mir, wenn ich Dich ansehe, Thrand,“ sagte Steinar, „als ob nicht ausgemacht ist, wie hoch Du Thorsteins Godord achten würdest, wenn Ihr zwei Euch seht.“

Thrand antwortete: „Ich bin Thorstein nicht verpflichtet, und ich glaube zu verstehen, was für eine Arbeit Du mir da angewiesen hast. Du meinst, wie es scheint, mir nur wenig zu riskieren, aber ich glaube, daß ich gute Aussichten habe für den Fall, daß wir beide, ich und Thorstein, es miteinander versuchen sollten.“

So übernahm es Thrand, das Vieh zu hüten. Er war noch nicht lange da, als er heraus hatte, wo Steinar sein Vieh hüten lasse. So hielt er es also auf dem Staatsmoor.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Markstück.

Wenn die Woche zu Ende ist, kommt meine Wirtin und sagt mit bedeutungsvollem Nachdruck: Diese Woche macht es so und so viel. Dann ziehe ich den Beutel und bezahle.

Soeben war sie bei mir, um mich davon zu unterrichten: „wieviel es diese Woche macht“ — und ich zog daraus die Konsequenz.

Nun besitze ich noch eine ganze Reichsmark. Fast wehmütig betrachtete ich dies Geldstück, das meine ganze Barschaft ist; denn gar bald werde ich mich von ihm trennen müssen. Und Scheiden tut so weh!

Wer arbeitet, pflegt sich das Geld nicht so genau anzusehen. Ist die Woche oder der Monat vorbei, dann bekommt man seinen Lohn oder sein Gehalt, bezahlt Logis, Brot und Butter und was man sonst nötig hat; kauft sich dann und wann ein Konzert- oder Theaterbillet — und ist froh, wenn es bis zum nächsten Jahrestage ausreicht. Da fragt man erst nicht lange oder ergeht sich in tief sinnigen Betrachtungen, woher die Zauberkräfte rühren mag, die diesen blanken, runden Metallstücken innewohnen.

Wenn man jedoch das zweifelhafte Glück genießt, arbeitslos zu sein, dann ist es freilich anders. Nur daß jetzt das Betrachtungsobjekt selbst anfängt immer geringer und immer weniger zu werden — bis es schließlich ganz und gar verschwindet.

Meine letzte Mark! Ich habe sie vor mir auf den Tisch gelegt. Durchs Fenster fallen die Strahlen der Frühsummer Sonne darauf, als wollten sie mir den Wert dieser Mark oder des Geldes überhaupt in möglichst hellem Lichte zeigen; und der Adler darauf streckt mir seine Zunge entgegen, als ob er mich verhöhnte. Ein häßlicher Vogel das! Zuletzt vermag ich seinen Anblick nicht mehr länger zu ertragen und wende die Münze um.

Damit ist mir aber auch nicht geholfen. Wie eine Peitsche, mit der ich geprügelt werden soll, kommt mir die „1“ vor. Mir ist, als spüre ich schon ihre Schläge und als grinsen mich alle Wände meiner Stube an: Du hast nur eine Mark — eine Mark!

Darunter steht die Jahreszahl: 1875. Ich rechne nach: 87 Jahre. Also zehn Jahre älter als ich bist du?!

Ob es mir damals, als das Silberstück den Prägestock passierte, schon beschieden war, heute so vor ihm zu sitzen?

Mir ist, als sähe ich diese Mark blühblank mit vielen anderen ins Depot wandern, bis sie eines Tages mit vielen anderen gemeinsam in einem Beutel wieder an irgendeine Bank gebracht wird. Ein Kassenbote holt sie und bringt sie dem Kassierer einer Fabrik, der zum Wochenlohn den Arbeitern ihren Lohn damit auszahlt.

Ich sehe im Geiste die Frau des Fabrikiers, wie sie den Verdienst ihres Mannes auf der schalen Hand liegen hat und zählt und rechnet. Sie dreht dabei jedes Geldstück nach allen Seiten und spricht vor sich hin: Das kriegt der Krämer, soviel der Bäcker, das der Rickmann. Die Miete muß diese Woche auch bezahlt werden, und die Kinder müssen ihre Schuhe besohlt erhalten. . .

Aber wie sie auch rechnen mag — es will nicht reichen.

Dann kam die Mark vielleicht in die Hände des Bäckers oder des Krämers, der sie wieder weiter gegeben hat — und wer kann es sagen, durch wieviel Hände sie in den 87 Jahren gegangen ist.

Wie oft hat sie wohl ein armer Teufel zusammen mit seinem letzten Groschen aufs Steueramt getragen, damit ihm der Gerichts-bollzieher nicht auf den Hals geschickt werde! Wie oft auch mag ein armes junges Mädchen, Verkäuferin oder Arbeiterin ein seidenes Band, einen Gürtel gekauft haben, um sich am Sonntag damit zu schmücken, wenn sie mit ihrem Schatz spazieren oder zum Tanze geht! Doch wie oft mag diese Mark von einem ausgemergelten Invaliden mit zitternden Händen als ein Teil seiner Pension, die ihm das Verhungern nur erschwert, in Empfang genommen sein!

Vielleicht hat ein Kind sie verloren, als es geschickt wurde, etwas einzuholen — und bekam nun zu Hause Schelte und Schläge wegen seiner Unachtsamkeit. Dann fand sie wohl einer, der sie in Schnaps umsetzte.

Vielleicht fiel sie mit samt dem Portemonnaie, worin noch andere Münzen lagen, einem Langfinger zu, der sie im Gedränge jemanden aus der Tasche gezogen und gelangte dann wieder als Kaufmittel für ein Schäferstündchen in die Hände einer Verlorenen. So glitt sie aus einer Hand in die andere, wanderte durchs ganze Reich, wurde wieder als ein Teil sauer und schwer verdienten Lohnes an Arbeiter ausgezahlt, ging darauf zum Krämer oder Schuster, geriet als Trinkgeld in die Hand eines Kutschers, einer Post, oder gehörte zum letzten Verbestande eines Verzweifelten, der dafür einen Revolver kaufte, um sich selbst den Tod zu geben.

Wenn doch so ein Ding erzählen könnte, wieviel Glück und Freude, wieviel Elend, Kummer und Verzweiflung es im Laufe vieler Jahre gesehen!

Aber wir Menschen, die wir ja alle dem Gelde nachjagen, denken so ganz selten daran, wieviel Trost und Segen doch an diesen blanken Scheidchen hängt. . .

G. Holst.

Kleines feuilleton.

Die Linden Blühen! Vorläufig ist es die Breitblättrige Sommerlinde; die rüsterblättrige Winterlinde wird bald folgen. Jetzt haben wir Gelegenheit, eines der sonderbarsten Blütenorgane zu betrachten, die wir kennen. Der Blütenstand der Linde besteht aus einer Spindel, an der auf halbem Wege ein trockenhäutiges Hochblatt angewachsen ist, dessen Spreite nach unten an der Spindel herabläuft. Am anderen Ende der Spindel sitzt der frugoldartige Blütenstand. Das Hochblatt bleibt an der reifen Frucht mit sitzen, und hat offenbar die Aufgabe, zum Zwecke möglichst weiter Verbreitung den Samen recht lange schwebend in der Luft zu halten; es dient somit als Flugapparat. Wenn man diese Lindenblüten betrachtet, so findet man in einem Jahre mehr, im anderen weniger oft auftretende abnorme Blütenstände. Ueber der Befestigungsstelle des Hochblattes an der Spindel sitzen noch allerlei blattartige Gebilde, die meistens dem Hochblatt ähneln, oft aber auch dem gewöhnlichen Laubblatte des Baumes in sehr starker Verkleinerung gleichen. Nur sitzen diese Gebilde stets der Spindel auf, sie laufen nicht an dieser herab, wie das normale Hochblatt. Manchmal sitzen in ihren Achseln sogar Knospen, die jedoch nie zum Austreiben kommen.

Diese abnormen Gebilde nun haben dem Botaniker einen Fingerzeig gegeben über die Entwicklung des Blütenstandes unserer Sommerlinde. Man spricht den unteren Teil als einen echten Laubpross an, der Blättchen und Knospen tragen kann. Diese Blättchen hatten die Aufgabe, elastisch zu werden und nach der Samenreife an dem Fruchtstand zu bleiben, um diesem nach dem Abfallen als Flugapparat zu dienen. Da aber ein großer Fallschirm offenbar besser wirkt, als mehrere kleinere, so entstand im Laufe der Zeit auf Kosten der vielen Blättchen das jetzige große Hochblatt, das, um seine Wirkung zu vergrößern, ohne den ganzen Blütenstand unnützer Weise an Ausdehnung gewinnen zu lassen, einfach an der Spindel herabkletterte. Dadurch wurde auch erreicht, daß der zu tragende Teil fast in der Mitte der tragenden Fläche Befestigung fand. So geben Abnormitäten Aufschluß über das Zustandekommen solcher Organe, die wir als die anormalen kennen.

Krankheiten des Aluminiums. Daß auch die Metalle gewissen Krankheiten ausgesetzt sind, ist seit längerer Zeit beobachtet worden. Noch merkwürdiger werden diese Erscheinungen dadurch, daß sie übertragbar zu sein scheinen, als ob es sich um ansteckende Krankheiten handelte. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht der sogenannte Bronzefreß geworden, aber auch zinnerne Gefäße und andere Metallgeräte unterliegen eigentümlicher Fäulungsvorgängen, die schließlich zu einem völligen Verfall führen können. Die Erforschung und Aufklärung dieser Einflüsse wird selbstverständlich um so wichtiger sein, je mehr das betroffene Metall zu praktischen Zwecken Anwendung findet, obgleich auch bei Gegenständen, die mehr einen künstlerischen Zweck haben, derartige Verluste peinlich genug sind. Auch das Aluminium, das erst in den letzten Jahren eine sehr wichtige Stellung in der technischen Verarbeitung erlangt hat, scheint von krankhafter Einwirkung nicht frei zu sein. Wie sich solche Vorgänge bei diesem Metall abspielen, hat nach einer Beschreibung von „English Mechanic“ ein amerikanischer Fachmann beobachtet. Ein kreisförmiges Stück von hart gewalztem Aluminium, 25 Zentimeter im Durchmesser und etwa 3 Millimeter dick, war auf Aluminiumstüben etwa 3 Fuß über dem Boden angebracht worden und 2½ Jahre den Einwirkungen der freien Luft ausgezetzt gewesen, ohne aber besonders ungünstig gestellt zu sein. Insbesondere konnte das Metall nicht durch Tropfen von Wasser

rinnen oder Bäumen getroffen werden. Ursprünglich war das Aluminium glatt und von hoher Politur. Nach jener Zeit war es mit unregelmäßigen Flecken eines schwarzen Rosts bedeckt. Außerdem war aber eine Reihe von schwarzen Linien erkennbar, die wie Spalten mit aufgebogenen Rändern ausjagen und alle in einer Richtung verliefen, augenscheinlich in derselben, in der das Metall gewalzt worden war. Diese Spalten waren zwar nicht sehr tief, machten aber das Metall auf alle Fälle unbrauchbar. Wahrscheinlich würde das Stück nach einigen weiteren Jahren völlig in Zerfall geraten sein. An diesem Verlauf wäre durchaus nichts Ueber-raschendes, wenn es sich um ein anderes Metall gehandelt hätte. Das benutzte Aluminium aber, das von der besten erhältlichen Sorte war, sollte nach allgemeiner Ansicht überhaupt kein Oxid bilden und infolgedessen auch nicht rosten, sondern seine tadellose Beschaffenheit auch unter dem Einfluß der Bitterung dauernd bewahren. Wahrscheinlich wird diese Bedingung aber nur dann erfüllt, wenn die Feuchtigkeit ferngehalten wird. Es ist anzunehmen, daß die Verzehrung, wie es auch beim gewöhnlichen Rosten des Eisens jetzt vermutet wird, mit elektrolytischen Erscheinungen zusammenhängt. Außerdem ist der Nachweis wichtig, daß beim Walzen des Aluminiums gewisse Angriffslinien geschaffen werden, längs deren die beschriebene Erkrankung einsetzt, obgleich sie für das Auge gar nicht erkennbar sind. Vielleicht ließe sich durch gründliches Glühen des Metalls seine Anfälligkeit verringern, jedoch wird es dadurch wieder zu weich. Andere Stücke von Aluminiumblech, die an derselben Stelle in senkrechter Haltung befestigt gewesen waren, hatten sich übrigens weit besser gehalten, wahrscheinlich weil das Wasser immer rasch abließ und das Metall schneller trodnete. Wichtig wäre es endlich noch festzustellen, wie weit auch die Rauchgase auf Aluminium einwirken. Ob gegossenes Aluminium eine volle Widerstandsfähigkeit gegen die Bitterung besitzt und jene Verzehrung nur eine Folge des beim Walzen ausgeübten Drucks ist, bleibt gleichfalls noch zu ermitteln.

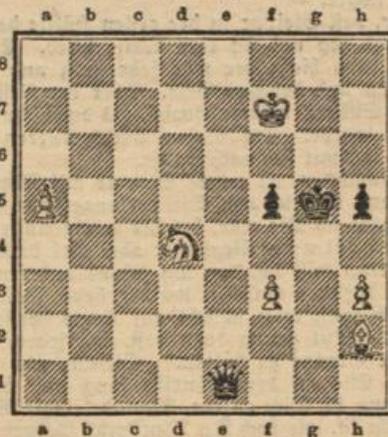
Aus dem Tierreiche.

Die Alligatoren-Industrie. Ein merkwürdiger Industriezweig hat sich in Amerika zu einer ungeahnten Blüte entwickelt: der Handel mit lebendigen Alligatoren und mit Alligatorenhäuten. Noch vor zwanzig Jahren wurden überhaupt keine Alligatorenhäute verarbeitet, und später verwandte man nur den glatten Teil, der sich am Magen befindet, während man heute gerade in der Hornhaut des Rückens das wertvollste Material erkannt hat. Aus Alligatorhäuten werden jetzt Hüte, Börsen, Gürtel, Kissen, Dedes, Abriafchen und vieles andere bis zu Papiermessern und Pfeifen gemacht. Nicht nur die Haut liefert ein treffliches Material, sondern auch die Zähne und die Knochen. Nicht selten wird die ganze Haut in einem Stück verarbeitet und besonders sind Häute in der Länge von vier bis acht Fuß außerordentlich begehrt. Aber nicht nur die Häute, sondern es herrscht auch ein lebhafter Markt in lebenden Alligatoren, die von Aquarien, Museen, Schaustellern und Liebhabern erworben werden. Am leichtesten verkäuflich sind kleine Alligatoren von etwa drei Jahren, die zu dieser Zeit nicht über 18 Zoll lang sind; größere Exemplare von sechs Fuß Länge bringen bis hundert Mark und die größten Tiere von 15-16 Fuß, die hauptsächlich von Aquarien gekauft werden, bringen 300-500 M. Die Nachfrage nach Alligatoren ist in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen, und zu gleicher Zeit nahm der Vorrat von wildlebenden Tieren, die früher am Golf von Mexiko so zahlreich waren, sehr rasch ab. So hat man denn eine Anzahl Alligatoren-Farmen gegründet, die sich sehr gut rentieren und in denen übrigens Frauen ebenso gut wie Männer tätig sein können, denn es ist gar keine Gefahr im Verkehr mit diesen schwerfälligen Reptilien zu befürchten. In den sumpfigen Steppen von Florida leben viele Hunderte von Menschen, meist Seminole-Indianer, nur von der Jagd und dem Töten der Alligatoren. Ein ausgebreiteter Handel besteht hier; manche Händler erwerben durchschnittlich in der Saison 7000 Häute und mehr. Die Ausfuhr von Alligatoren aus dem Staate Florida wird auf einen Wert von wenigstens 4 Millionen Mark geschätzt. Aber die Alligatoren sind in Florida nunmehr schon fast ausgerottet, und man hat in letzter Zeit in großem Maße die alligatorenreichen Gebiete von Mexiko und Zentralamerika ausgebeutet. Die Nachfrage ist so groß, daß die völlige Ausrottung des wilden Alligators nahe ist, wenn nicht energische Mittel der Bekämpfung angewendet werden. In Louisiana ist bereits ein Gesetz zum Schutze der Tiere durchgebracht und in anderen Staaten sollen ebenfalls Jagdverbote eingeführt werden. Der überraschende Aufschwung der Alligatoren-industrie hat nunmehr unternehmende Männer auf den Gedanken gebracht, Alligatoren-Farmen in bedeutendem Maßstabe in den Südstaaten einzurichten. Eine der bekanntesten liegt zu Palm Beach in Florida, wo eine Sammlung von über 1000 Sauriern gehalten wird; vom kleinsten, eben ausgekrochenen Tier bis zu dem 18 Fuß 4 Zoll langen, etwa 900 Jahre alten Riesenaligator Jumbo Joe sind hier alle Größen vertreten. Jumbo Joe ist eine Sehenswürdigkeit und eine Seltenheit, so daß schon viele Museen fabelhafte Summen für ihn geboten haben. In Palm Beach führt auch der älteste Alligator der Welt sein beschauliches Leben, der über 2000 Jahre (?) zählen soll. Die größte Sammlung von Alligatoren, über 2000 Exemplare, besitzt eine Farm in Los Angeles. Da ein Alligator mehrere hundert Jahre braucht, bevor er seine volle Größe erreicht, so sind natürlich diese Veteranen mehr Luxusobjekt.

Schach.

Unter Leitung von G. Kapin.

Lindström.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: 1. Lh2-g3, D×L (1. . . . D×a5; 2. Se6f, Kh6; 3. Lf4f, Kh7; 4. Sf8f, Kh8; 5. Le5f, D×L; 6. Sg6f, Kh7; 7. S×D zc.); 2. f4f, K×f4! (Dem „Schach-Gardez“ kann Schwarz auch mit anderen Zügen nicht ausweichen); 3. Se2f, Kf3; 4. S×D, K×S. 5. a6, f4; 6. a7, f3; 7. a8D, f2; 8. Dh1 und gewinnt.

Schachnachrichten. Die Reihenfolge der Teilnehmer im Bisthaner Turnier ist: Rubinstejn (14 1/2), Spielmann (11 1/2), Marshall (11), Schlechter, Teichmann, Duras (10), Balsa, Breher (9 1/2), Alapin, Salvo, Sterk (9), Botvli 8; dann E. Cohn, Barasz, Yates, Hromadla, Leonhardt, Jöhner. Das Turnier wurde durch einen unliebsamen Zufall gestört. Nach den ersten 10 Runden stand Alapin mit 7 Zählern von 10 an zweiter bis dritter Stelle, wobei ihm von den stärkeren Teilnehmern nur noch Marshall und Schlechter übrig blieben, also durchaus günstig. Am Sonntag, den 2. Juni, hielt er einen öffentlichen Vortrag über Schach. Wegen mangelhafter Einrichtung des ziemlich hohen Podiums stürzte der Vektor so unglücklich herunter, daß er sich Kreuz, Schulter und Hand schwer verletzte. Er war nunmehr gezwungen, die letzten sieben Runden in Schmerzen und Bandagen durchzuführen und unterlag nach dem Grundsatz: mens sana in corpore sano (ein gesunder Geist in „gesundem“ Leibe) . . .

Bierspringerpiel.

Bisthaner Turnier, 22. Mai 1912.

R. Sterk. F. Marshall.

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sg8-f6
Dies heißt eigentlich „Russisch“. Jedoch Weiß wick ihm aus, indem er statt der üblichen Fortsetzung in 3. S×e5, d6; 4. Sf3, S×e4; 5. d4 (Mit 5. d3, Sf6; 6. d4, d5 zc. gelangt man zur Abtausch-Variante der Französischen Partie) 5. . . . d5; 6. Ld3 zc. bestehend,
3. Sb1-c3
folgen lieh. Nun kann Schwarz mit 3. . . . Lb4 („Spanisch in der Rückhand“) nebst event. 4. S×e5, De7; 5. Sd3, L×e3; 6. d×c3, S×e4; 7. Le2, 0-0; 8. 0-0, d6 zc. dem vom Gegner angestrebten „Bierspringerpiel“ ausweichen. Er hat aber eine Neuerung im 6. Zuge vor und das Bierspringerpiel entsteht mit
3. Sb8-c6
4. Lf1-b5 Lf8-b4
Salvo spielte hier gegen Spielmann im selben Turnier, wie wir empfohlen haben, 4. . . . a6! Nach
5. L×S, d×e6; 6. S×e5, S×e4; 7. S×S, Dd4; 8. 0-0, D×e5; 9. Te1, Le6; 10. d3, 0-0-0; 11. Sg5, Df5; 12. S×L, f×e6; 13. De2, Te8 bot Spielmann schleunigst Remis an, denn er sah ein, daß der Gegner wegen des auf dem Königsflügel drohenden Angriffs, trotz des schlechten B6 besser steht. Das Remis wurde aber akzeptiert.

5. 0-0 0-0
6. d2-d3 d7-d5
Eine Neuerung, die spielbar erscheint, obgleich auch das übliche 6. . . . d6 genügt; 7. D7. 7. Lg5, L×S; 8. b×c3, Ld1! nebst event. Se7 zc. (Auf 6. . . . L×S; 7. b×c3, d5 könnte Weiß mit 8. La3! antworten.)

7. Sc3×d5

L×S nebst S×e5 gewinnt zwar einen Bauer, gestattet aber dem Gegner etwas Angriff dafür.
7. Sf6×d5
8. e4×d5 Dd8×d5
9. Lb5-c4 Dd5-d6
10. c2-c3 Lb4-a5
11. b2-b4 La5-b6
12. a2-a4 a7-a5
Besser war a7-a6!
13. b4-b5 Sc6-e7
Zu erwägen war Sc6-d8!
14. Sf3-g5
Droht 15. La3, Le5; 16. Se4 zc.
14. Dd6-g6
Besser Le8-f5.
15. Dd1-e2 Lc8-f5
16. g2-g4
16. D×e5, L×d3; 17. L×L, D×L; 18. D×S, Ta8; 19. Da3, L×f2; 20. K×L, Te2; 21. Kg1, De2; 22. Kh1, T×g2; 23. Sf3 zc. war möglich.
16. h7-h6
Vorziehen war Ld7!
17. g4×f5 Se7×f5
18. Kg1-h1 h6×g5
19. Tf1-g1 g5-g4
20. Le1-a3 Sf5-h6
Schwarz steht ungünstig und entschließt sich zu opfern.
21. La3×f8 Ta8×f3
22. Tg1-g2 Tf8-e8
23. f2-f3 Dg6-g5
24. Ta1-e1 Dg5-e7
25. f3×g4 De7-a3?
26. g4-g5 Sh6-f5
27. g5-g6 Te8-e7
28. De2-h5 Sf5-h6
29. Dh5×h6! Aufgegeben.
Auf 29. g×h6 folgt 3+.